

CAROLYN HAINES

Der Fluss des verlorenen Mondes



im selben Moment über meine Worte.

»Es geht nicht ums Geld«, sagte JoHanna und schlug den Weg zu ihrem Haus ein. »Doc Westfall hat getan, was er konnte.« Inzwischen hatte sie den Wagen aus dem Garten hinaus auf die Straße gelenkt.

»Soll ich mitkommen?« Ich lief bereits neben ihr her. Zurück zu der Geburtstagsfeier wollte ich nicht, und heimgehen mochte ich auch nicht.

»Nein. Wir brauchen keine Hilfe. Wenn Will das Telegramm kriegt, kommt er bestimmt gleich zurück.« Sie ging mit schnellen Schritten, und der Leiterwagen hinterließ eine schmale Spur in der weichen roten Erde.

»Kann ich irgend etwas tun?« An der Ecke zur Redemption Road blieb ich stehen, unentschlüsselt, ob ich mich verabschieden sollte. Elikah wartete sicher schon auf mich.

»Ja, das können Sie.« JoHanna blieb einen Moment stehen und sah mich an. »Nehmen Sie das Grammophon mit, und bewahren Sie es für Duncan auf. Bitten Sie Agnes, dass sie Ihnen einen Handwagen leiht. Sie wird froh sein, wenn sie das Ding los ist.«

»Ich werde gut darauf aufpassen«, versicherte ich. Zunächst musste ich mir jedoch überlegen, wie ich es nach Hause bekam und wo ich es vor Elikah verstecken konnte. Er hielt nichts von solchen Geräten.

Plötzlich, als hätte sie meine Bedenken erraten, drehte JoHanna sich noch einmal um und rief: »Meinen Sie, das geht?«

Ein Blick in ihre blauen Augen, und ich war mir auf einmal ganz sicher. »Ich erledige das für Sie, Mrs. McVay.«

»JoHanna«, korrigierte sie und ließ sich noch fünf Sekunden Zeit, um mich forschend anzusehen und sich davon zu überzeugen, dass ich wirklich im Stande war, ihre Bitte zu erfüllen. »Bringen Sie's mir morgen vorbei. Bei der Gelegenheit gebe ich Ihnen Kürbis, Bohnen und Kartoffeln für Ihren Mann zum Abendbrot mit.«

»Hoffentlich wird Duncan bald wieder gesund.«

JoHanna antwortete nicht. Sie ging mit großen, energischen Schritten weiter. Solch einen entschlossenen Gang hatte ich noch nie bei einer Frau gesehen. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Da ging sie nun fort zu ihrem abgelegenen Haus, ganz allein, mit ihrer Tochter, die fast vom Blitz erschlagen worden war.

Ich erzählte Elikah nichts von dem, was geschehen war. Das war auch nicht nötig. JoHanna und Duncan waren noch nicht einmal in die Peterson Lane eingebogen, da wusste schon die ganze Stadt Bescheid. Frisch in Jexville angekommen, hatte ich mich noch darüber gewundert, wie schnell sich Gerüchte dort von einem Ende der Stadt zum anderen verbreiteten. Aber schon nach ein paar Tagen hatte ich begriffen, dass die Leute hier eine Schwäche für Klatsch und Tratsch hatten, und wenn es eine Neuigkeit gab, konnte es durchaus passieren, dass einer von Elikahs Kunden während des Haarschneidens und Rasierens aufsprang und hinüberraunte ins Café, um den Vorfall bei einer Tasse Kaffee mit den Nachbarn ausgiebig zu besprechen. Die Frauen trafen sich am Küchentisch oder an der Wäscheleine, um sich über irgendwas das Maul zu zerreißen, die Männer hingegen taten es im Café oder auf dem Friseurstuhl.

Als ich heimkam, waren schon drei Männer im Frisiersalon gewesen und hatten Elikah erzählt, was geschehen war, und er selbst war in die Schuhmacherei hinübergerannt und hatte es Axim Moses berichtet. Es herrschte allseits Einigkeit darüber, dass der Blitz Gottes Werk gewesen sei und dass Duncan McVay nur die Strafe für ihre eigene Widerspenstigkeit und für den Trotz und den Hochmut ihrer Mutter erhalten hatte. Gott hatte die beiden für ihre Sünden büßen lassen, dieser Meinung waren jedenfalls die meisten Leute in der Stadt. Wenn es überhaupt so etwas wie Mitleid gab, dann allenfalls mit dem der Weiberwillkür ausgelieferten Will McVay.

Ich brauchte eine ganze Weile, bis ich daheim ankam, denn ich musste ja noch das Grammophon verstecken. Ich hatte mir von Agnes einen Leiterwagen geliehen, war aber nicht so dumm gewesen, den Apparat mit in unser Haus zu nehmen. Elikahs Ansichten über Musik und Tanz waren sehr streng. Da ich neu in der Stadt war, hatte ich ein bisschen nachdenken müssen, doch dann war mir ein guter Platz für das Grammophon eingefallen, und ich hatte es mitsamt dem Wagen hochkant neben den Heuschober im Mietstall gezwängt. Dort war es sicher und trocken aufbewahrt, und ich musste nicht befürchten, dass es per Zufall entdeckt wurde. Zumindest nicht, wenn es nur eine Nacht dort stand. Dann rannte ich nach Hause, um für Elikah das Abendbrot herzurichten.

Abends, nach dem Essen, liebte ich es, draußen auf der Veranda zu sitzen und zu schaukeln. Das Quietschen der alten Ketten gab mir ein Gefühl von Frieden, sogar in ganz heißen Nächten.

Bei Nacht zeigte sich Jexville in seiner wahren Schönheit. Die Stadt erinnerte mich an einen Hund, der uns zugelaufen war, als ich vierzehn war. Suke war ein hässliches gelbes Tier mit kleinen Augen und rüdigem Fell. Nachts aber, wenn das Geschirr gespült war und die kleineren Geschwister im Bett lagen, saß ich auf unserer kleinen Veranda, und dann kam Suke angelaufen und schob mir ihre Schnauze in die Hand. Und dort, im Dunkeln, waren wir beide die Schönsten.

Des Nachts, wenn die Sterne am Himmel standen, der Wind in den Kiefernadeln raunte und ein kräftiger Harzgeruch in der Luft hing, war Jexville auf einmal wie verzaubert. Es gab üppige Eichen- und Magnolienhaine. Einige der neu Hinzugezogenen hatten Pecanbäume gepflanzt, die mit ihren dicken grauen Stämmen und den schlanken, feinverzweigten Ästen schon richtige kleine Wälder bildeten. Eines Tages, wenn die neue Hauptstraße gepflastert war, wenn alle Läden fertig ausgebaut waren und endlich nicht mehr der scharfe, harzige Geruch des frischen Holzes in der Luft hing, würde die Stadt selbst sicher auch nicht mehr so bedrückend hässlich sein. Nächstes Frühjahr würden hinten in meinem Gärtchen, das heute noch kahler als der Kopf eines gerupften Huhnes war, schon Blumen blühen. Und mit etwas Geduld und ein wenig Anstrengung würde auch in Jexville manches besser werden. Mit harter Arbeit ließ sich hier eine Menge ändern.

Wenn der Tag zu Ende war und die Nacht hereinbrach, konnte ich mich wieder in meine alten Träume versenken. Darin kam lauter törichtes Zeug vor, zusammengesponnen aus dem Inhalt von billigen Zeitschriften und den Aufführungen der Wandertheater, die mitunter im Opernhaus in Meridian aufgetreten waren. Ich wusste, dass alles reine Fantastereien waren, und trotzdem genoss ich es in vollen Zügen. Erst viele Jahre später begann ich darüber nachzudenken, wie es möglich ist, dass der Mensch sich verzweifelt an

etwas klammert, von dem er im Grunde seines Herzens ganz genau weiß, dass es in Wirklichkeit nicht existiert.

Die Nacht verging, und als die heiße, hellrote Morgensonne spürbar wurde, war ich schon angezogen und hantierte in der Küche. Elikah war damals ein schöner Mann. Besonders stolz war er auf seinen Schnurrbart. Während ich Frühstück machte, striegelte er ihn hingebungsvoll, damit auch ja jedes Haar am rechten Platz war. In seinem gestärkten weißen Hemd und den schwarzen Hosenträgern hätte man ihn glatt für den Doktor halten können, viel eher als Doc Westfall, der immer irgendwie zerzaust und abgehetzt aussah. In Städten ohne einen eigenen Arzt, sagte Elikah oft und nicht ohne Wehmut in der Stimme, werden dessen Aufgaben nicht selten vom Friseur übernommen. Mir lief dann immer ein kleiner Schauer über den Rücken, was er mit einem Lächeln quittierte.

Sobald er seine Spiegeleier mit Maisgrütze aufgegessen hatte und das Geschirr gespült war, lief ich los, um das Grammophon zu holen. Ich hatte mir einen Weg überlegt, der außen um die Stadt herum führte und auf dem ich – was das Wichtigste war – nicht bei Janelle Baxley vorbei musste. Seit ich in Jexville angekommen war, ließ Janelle sich keine Gelegenheit entgehen, mir hinterherzuschneffeln. Dabei hatten mir, als ich ängstlich und aufgereggt aus dem Zug gestiegen war, Janelles warme Umarmung und ihre durchdringenden blauen Augen im ersten Moment ein Gefühl von Geborgenheit gegeben. Mit ihrer Spitzenbluse und dem wie angegossen sitzenden Rock war sie mir so erwachsen und gescheit vorgekommen. Das war, bevor sie mir berichtete, Elikah habe zwar im Café jedem erzählt, ihm schwane nichts Gutes, wenn er an mich denke, aber die ganze Stadt wolle mir helfen, das zu vergessen. Es sei schließlich ganz normal, dass ein Bräutigam sich Gedanken mache, sagte sie; allerdings habe Elikah, als er zum Bahnhof gegangen sei, um mich abzuholen, extra ein Kuvert mit Geld eingesteckt, damit er mich wieder nach Hause schicken könne, falls ich keinen akzeptablen Eindruck machte.

Janelle wollte ich unter gar keinen Umständen begegnen, wenn ich das Grammophon in die Peterson Lane brachte.

Ich hatte mir eine gute Tageszeit ausgesucht und schaffte es, über die Eisenbahnschienen zu kommen, ohne auch nur einem Kaninchen über den Weg gelaufen zu sein. Sobald ich aus der Stadt heraus war, nahm ich mir mehr Zeit, ließ die Deichsel einen Moment los und ruhte mich ein wenig aus. Es war ein heißer Tag. Zu heiß für mein hässliches Matrosenkleid, aber etwas anderes hatte ich nicht anzuziehen. Schließlich hatte ich gerade erst meine kühlen Kattunhänger gegen einer Ehefrau angemessene Kleidung eingetauscht. Kein sehr vorteilhafter Tausch, wie es schien. Doch ich hielt mich nicht lange bei den Enttäuschungen des Erwachsenwerdens auf, sondern ging tapfer weiter. Laut schreiend warnte ein Häher die anderen Tiere vor mir, und sogleich raschelte es im hohen Johnsongras, das in dichten Büscheln am Straßenrand wuchs. Niemand hielt mich davon ab, meiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Ich konnte mir einbilden, am Ende der Straße stünde ein Planwagen und die Zigeuner nähmen mich mit und brächten mir Weissagen und Singen bei. Und dann würden wir durch die Welt ziehen, und ich würde berühmt werden für meine Träume und Visionen. Wir würden übers Meer fahren, bis nach Europa, und der König und die Königin würden mich bitten, zum Tee zu ihnen zu kommen. Ein

aufregendes Leben wäre das, und es war zum Greifen nah, gleich hinter der nächsten Wegbiegung flirrte es in der Hitze.

Die Peterson Lane schlängelte sich am Little Red Creek entlang, einem kristallklaren, bernsteingelb und goldfarbenen schimmernden Bach, der sich gemächlich durch die Wiesen und Wälder wand, um schließlich in den Sumpf am östlichen Ende von Jexville zu münden. An manchen Stellen war er so flach, dass man hindurchwaten konnte, und der reine, sandige Grund kam mir vor wie ein Abglanz der weißen Sandstrände und blauen Wellen, die ich wohl nie mit eigenen Augen würde sehen können. Hier und da bildete der Bach kleine Teiche, wenn zum Beispiel irgendwo ein Baum umgefallen war, an dem sich das Wasser staute. Dort war es dann sogar tief genug zum Schwimmen. Aber diese Stellen kannte ich nicht. Noch nicht. Bis JoHanna und Duncan mir die schönen Seiten meiner neuen Heimat zeigten.

Als ich nun zum ersten Mal zu den McVays kam, blieb ich vor dem Haus stehen und ließ mir etwas Zeit. Ich sah, dass Wäsche auf der Leine hing, unter anderem die Überreste von Duncans gelbem Kleid. JoHanna war anscheinend früh aufgestanden und hatte gewaschen.

Vor dem Haus standen sechs Eichen, weit genug entfernt, um Schatten zu spenden, ohne das Licht zu schlucken. An der Ostseite befand sich eine verglaste Veranda mit einer Schaukel. Die Veranda lag gänzlich im Schatten zweier mächtiger Bäume, einer Magnolie und einer Zeder. Der westliche Teil des Gartens lag in der Sonne. Hier hingen die Wäschestücke reglos in der windstillen Morgenluft. Etwas weiter hinten stand ein Seifenbaum, hinter dem ein schönes rotes Automobil parkte.

In Meridian hatte es massenhaft Autos gegeben. Jojo hatte sich auch eins gekauft, doch die Freude währte nicht lange. Eines Tages war es weg, und Mama hat nie erfahren, ob er es zu Schrott gefahren oder beim Spiel verloren oder ob die Bank es ihm weggenommen hatte. Und keiner hatte sich getraut, ihn zu fragen. Es war ein hässliches schwarzes Monstrum gewesen, das nach Wagenschmiere und Ärger stank. Mir hatte es nichts ausgemacht, dass es nicht mehr da war, obwohl uns das Geknatter immer vorgewarnt hatte, wenn Jojo nach Hause kam.

Doch dieses Auto, das halb versteckt hinter der Wäsche und dem Baum zu sehen war, glich den Automobilen in den Zeitschriften, die ich so gern las. Ein Auto wie von einem Filmstar. Und genau so sah JoHanna ja auch aus.

Die Sonne brannte mir auf den Kopf und holte mich wieder zurück in die Gegenwart, auf die staubige Straße, auf der ich stand. Der Weg war gar nicht so weit gewesen, und trotzdem schwitzte ich in der Julihitze. Zum Teil lag es an dem Kleid. Es war kein richtiges Sommerkleid, doch als verheiratete Frau musste ich langärmelig gehen und genug Falten im Rock haben. Vor meiner Hochzeit hatte ich immer weite Mädchenkleider getragen, obwohl ich dafür eigentlich schon zu alt war. Wir hatten kein Geld für irgendwelche Besonderheiten, und ich fand es überhaupt nicht schlimm, im Sommer leicht und bequem angezogen zu sein. Jenes blaue Kleid war vorn am Bauch etwas ausgeleiert, wohl noch von Mamas Schwangerschaft mit Lena Rae. Sie hatte es seit Jahren nicht mehr angehabt.

Nach vier Kindern hatte sie gesagt, dass sich ihre Taille wohl nicht mehr zurückbilden würde. Nach den nächsten vier war sie so aus dem Leim gegangen, dass nicht mal mehr ein

Korsett helfen konnte. Und so hatte ich das blaue Kleid bekommen, als ich eingewilligt hatte, Elikah zu heiraten.

Während ich noch so zwischen Vergangenheit und Gegenwart schwebte, sah ich plötzlich, wie neben der hintersten Eiche draußen vorm Haus etwas vorüberhuschte. Der Garten war wunderbar gepflegt. Überall blühten Blumen in den schönsten Rot-, Gelb- und Violetttönen und einem bläulich schimmernden Rosa, das aussah wie der Himmel bei Sonnenuntergang. Und zwischen all den Farben war etwas vorbeigesaust, etwas Rotbraunes.

Ein Hund?

Ich hatte kein Bellen gehört, aber einige Hunde bellten eben nicht. Sie waren hinterhältig und schlichen sich heimlich an. Ich hatte keine Angst vor Hunden. Ich kam sogar recht gut mit ihnen aus. Aber ich hatte die Erfahrung gemacht, dass ein hinterhältiger Hund genauso war wie ein hinterhältiger Mensch: Kehrtest du ihm den Rücken, so war es dein Verderben. Ich ging mit meinem Handwagen weiter, bis ich bei den Bäumen angelangt war. Da der Hund nicht zu sehen war, nahm ich an, dass er sich einfach verdrückt hatte.

Auf die Federn, die mir plötzlich vor der Nase herumwirbelten, war ich ebenso wenig gefasst gewesen wie auf den sonderbaren hohen Schrei, den ich im selben Moment vernahm. Ich wich zurück und hob kreischend die Hände.

Ich fühlte, dass meine Handfläche genau in der Mitte aufgeschlitzt war, und um mich herum flogen Staub, Federn und Krallen durch die Luft. Ich kreischte abermals und versuchte, das Biest abzuwehren, stolperte aber über die Deichsel des Handwagens und fiel auf den Rücken. Der Vogel war direkt über mir, streckte mir die Krallen entgegen und schlug mit den Flügeln. Ich dachte sofort an einen Habicht oder Adler, doch während ich um Hilfe schrie, gelang es mir, das Tier etwas genauer anzusehen. Es war ein brauner Hahn.

Eine Fliegentür klappte. »Pecos! Lass sie in Ruhe!« Auf der Veranda hallten Schritte, und jemand lief durch den Garten.

Ich hatte mir den schweren Rock meines Kleides über den Kopf gezogen, um mein Gesicht zu schützen. Nun tastete ich vorsichtig um mich herum und fuhr erschrocken zusammen, als ich plötzlich einen großen Fuß zu fassen bekam, der zu einem kräftigen Bein gehörte. Ich wusste sofort, dass es sich um Will McVay handelte, JoHannas Mann.

Noch ehe ich mich fassen und mir den Rock wieder richtig herunterziehen konnte, hatte er mir schon wieder auf die Beine geholfen. Da stand ich nun im Sonnenschein, und um mich herum flogen lauter kleine Hühnerfedern durch die Luft.

»Sind Sie verletzt?«

Einen seiner Hosenträger hatte er hochgezogen, der andere baumelte herunter; er trug ein baumwollenes Unterhemd. Auf der einen Gesichtshälfte hatte er Rasierschaum, und neben seinen nackten Füßen lag ein Rasiermesser.

Als ich ihm in die Augen schaute, sah ich mein Spiegelbild und fühlte mich an Suke erinnert. Nur dass ich viel schlimmer aussah, als der alte Hund je ausgesehen hatte. Will McVay hatte meine Unterhosen gesehen, die aus einem Mehlsack gemacht waren. Meine Wangen brannten vor Scham, und mir juckte die Kopfhaut, als hätten mich Ameisen